



SWR2 Tandem - Manuskriptdienst

Männlich – weiblich - fließend

Mein intersexuelles Kind und ich

Autorin: Clara Morgen

Redaktion: Ellinor Krogmann

Regie: Maria Ohmer

Sendung: Mittwoch, 21.10.15 um 10.05 Uhr in SWR2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte der Sendungen SWR2 Tandem auf CD können wir Ihnen zum größten Teil anbieten.

Bitte wenden Sie sich an den SWR Mitschnittdienst. Die CDs kosten derzeit 12,50 Euro pro Stück. Bestellmöglichkeiten: 0722 1/929-26030.

Einfacher und kostenlos können Sie die Sendungen im Internet nachhören und als Podcast abonnieren:

SWR2 Tandem können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR2 Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:

<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/tandem.xml>

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 0722 1/300 200 oder swr2.de

MANUSKRIFT

Ich war nie versessen aufs Kinderkriegen, denn ich stamme aus einer Familie, in der die Kinder nur so auf die Welt purzelten: wir waren sechs Kinder, dazu kamen 18 Cousinen und Cousins mütterlicher - und 46 väterlicherseits. Eine Großfamilie war nun wirklich nicht mein Ziel, denn die hatte ich ja schon. Aber dann war ich übergelukkig, als ich von Georg, einem Mann, den ich liebte, schwanger wurde, und gemeinsam freuten wir uns auf das Kind.

Mit 36 galt ich als Spätgebärende, und im Mutterpass war „Risikoschwangerschaft“ vermerkt. Meine Schwangerschaft verlief auch nicht ganz einfach, immer wieder kurze Krankenhausaufenthalte, denn das Kind wollte in meinem Bauch nicht so recht wachsen.

Für Spätgebärende war die Untersuchung des Fruchtwassers damals, in den achtziger Jahren, schon Routine und brachte keinen Verdacht auf das Down-Syndrom. Mein Bruder war zu dieser Zeit Assistenzarzt an dem Klinikum, in dem ich untersucht wurde. Er hatte Zugriff auf die Ergebnisse und verriet mir, was ich von meinem behandelnden Arzt gar nicht wissen wollte: „XY“ und ergänzte in seiner rauen Art „Kein Schlitzpisser“. Diese jeglicher Sensibilität mangelnde Beschreibung habe ich bis heute nicht vergessen, aber ich habe sie meinem Bruder nicht übel genommen, manchmal herrschte in unserer Familie ein ruppiger Tonfall. Mein Vater und drei meiner Geschwister sind Ärzte. Ein Junge also, xy - männlich wurde im Mutterpass markiert.

Den Gynäkologen in der Klinik blieb das Wachstumsproblem des Kindes ein Rätsel, also schickten sie mich damals zu Professor H., einer Koryphäe des Ultraschalls. Trotz seines fortgeschrittenen Alters war er mit den neuesten Möglichkeiten und Techniken dieser Untersuchungsmethode vertraut. Warum ich von diesem externen Arzt untersucht werden sollte, hat mir keiner erklärt und war mir ein Rätsel. Verunsichert fuhr ich in dessen Praxis und wurde ohne Wartezeit in sein Sprechzimmer gerufen.

Offensichtlich hatten ihn seine Kollegen aus der Klinik schon informiert, denn ohne lange Vorrede strich er mir den Bauch mit Gel ein, glitt wortlos mit der Sonde darüber, setzte sich anschließend an seinen Schreibtisch und murmelte laut, ohne mir einen Blick zu schenken: "Penis nicht darstellbar" und schrieb es in den Mutterpass. Keine weiteren Erklärungen, kein Gespräch.

Kam mir damals schon in den Sinn, dass mit dem Geschlecht irgendetwas nicht in Ordnung sein könnte? Ich war zwar bedrückt, nahm mir aber vor, dieses „Penis nicht darstellbar“ erst einmal zu verdrängen. Die Koryphäe hatte ja nicht von irgendwelchen Konsequenzen für das Kind, schon gar nicht von Missbildungen gesprochen. Ein Penis wird schon nachwachsen, wenn das Kind erst einmal auf der Welt ist. Mit dieser naiven Vorstellung versuchte ich, mich zu beruhigen.

Jeden Tag fuhr ich in die Klinik, wo ich an einen Wehenschreiber angeschlossen wurde, gleichzeitig kontrollierte man die Herztöne des Kindes.

Im achten Monat, als ich gerade einmal wieder in der Klinik die Herztöne überprüfen ließ, entschlossen sich die Ärzte, die Geburt per Kaiserschnitt sofort einzuleiten, denn die Herztöne waren unregelmäßig und ich hatte erste Wehen. Ich konnte noch schnell den Vater von der bevorstehenden Geburt informieren, auch meinen Bruder, den Arzt. Beide saßen im Warteraum vor dem Operationssaal.

Der Kaiserschnitt verlief ohne Komplikationen, und während ich noch tief in der Narkose lag, nahmen Vater und Onkel den in eine goldene Kunststoff-Folie gehüllten Säugling in Empfang, bevor das kleine Wesen in einer Tragetasche von Schwestern in die Station für Frühgeborene gebracht wurde.

Schon am kommenden Tag konnte ich mit zusammengebissenen Zähnen, denn die Operationswunde schmerzte noch, zur „Frühchenkrippe“ humpeln. Frühchenkrippe - so nannte man den Raum für die besonders pflegebedürftigen Neugeborenen. Die liebenswürdigen Säuglingsschwestern nahmen mich in Empfang und führten mich, vorbei an vielen Brutkästen, in denen blasse Winzlinge an Schläuchen regungslos schlummerten, zu einem Babybett mit dem Schild „Kind Morgen“.

Franz – auf diesen Namen hatten wir uns schon lange vor der Geburt geeinigt – lag wie eine Puppe in seinem Wärmebett. Ein Leichtgewicht, aber immerhin knapp vier Pfund, keine künstliche Ernährung, keine Schläuche.

Ganz vorsichtig drückte ich Franz an mich und schloss das kleine Wesen sofort in mein Herz. Vor Freude musste ich weinen, nach all den Aufregungen um die Komplikationen der Schwangerschaft und um die verfrühte Geburt.

Jetzt war er da, und ich wollte meinen kleinen Sohn gar nicht wieder loslassen, wie er da so schutzlos in meinen Armen lag, in einer hellblauen Strampelhose, in die zwei Säuglinge gepasst hätten. Ein Moment des Glücks.

Ich war nicht weiter beunruhigt, als ich beim ersten Wickeln in der Klinik statt eines kleinen Penis nur eine Hautschürze, eine Art Läppchen zwischen seinen Beinen erblickte. Zwar hatte ich noch die Ultraschalldiagnose „Penis nicht darstellbar“ von Professor H. im Hinterkopf, aber viel mehr beschäftigten mich Gewicht und Größe des Kindes: Was konnte ich tun, damit es möglichst schnell wuchs?

Als ich am vierten Tag in die Frühchenkrippe kam, hing gut lesbar ein Zettel am Wärmebett: »Früh- und Mangelgeborenes mit Missbildung des Genitals. Zwittergenital. Verdacht auf Pseudohermaphroditismus masculinus.«

Pseudohermaphroditismus? Was soll denn das nun bedeuten? Das Wort „Hermaphrodit“ kannte ich nur aus der griechischen Mythologie, war das nicht eine Sagengestalt mit zwei Geschlechtssteilen, sowohl männlich als weiblich? Ich war völlig verwirrt und auch erbost: Wie kamen die Ärzte dazu, eine Diagnose öffentlich auszuhängen, ohne mich als Mutter vorher zu informieren?

Die Säuglingsschwester zuckte ratlos mit den Schultern. Sie berichtete mir, dass mehrere Professoren der Klinik am frühen Morgen das Kind gründlich untersucht hatten. Verwirrt schlich ich zurück in das muffige Krankenzimmer

auf der chirurgischen Abteilung. Zum Glück lagen hier keine frischgebackenen Mütter mit ihren Säuglingen im Arm, die unerlässlichen „Gebärgespräche“ hätten mich überfordert.

Am Abend trat die diensthabende Gynäkologin an mein Bett. Sie hatte mich schon seit Monaten betreut und schien mir sehr sachlich und kompetent.

»Wir hatten heute ein Konsilium mit dem Kinderchirurgen, einem Endokrinologen und dem Chefarzt. Wir wollen ihnen raten, das Kind als Mädchen großzuziehen. So wie sein Geschlechtsteil jetzt

aussieht, können wir davon ausgehen, dass es niemals wie ein Junge im Stehen Wasser lassen kann, niemals eine richtige Erektion haben wird, und niemals ein erfülltes Sex-Leben. Ihr Kind ist ein Zwitter. Ein Hermaphrodit. Machen Sie aus Franz Franzi« Und: »Ein Kind als Mädchen zu erziehen ist gewiss leichter als einen Jungen. Stecken Sie ihr Ohringe ins Ohr, rosa Kleidchen, Puppen, das wird dann schon eine richtige Frau! Und kosmetische Operationen am Geschlecht, dafür gibt es heute genügend Fachleute. Es ist leichter, ein ›Loch‹ zu graben als einen ›Pfahl‹ zu konstruieren! «

Ich war fassungslos und fing hemmungslos an zu weinen. Plötzlich war der Knoten geplatzt. Was ich unterschwellig seit Tagen geahnt, aber mit Erfolg verdrängt hatte, wurde zur Gewissheit. Ich sollte aus einem XY-geborenen Kind, also einem Jungen, ein Mädchen machen. Die Chirurgen würden dann durch kleinere geschlechtsangleichende Operationen das Werk vollenden. So einfach und unproblematisch stellten sich das viele Ärzte damals vor.

Das kann ja wohl nicht möglich sein, einfach das Geschlecht eines neugeborenen Kindes umwandeln, bin ich denn der liebe Gott, dass ich über das Geschlecht meines Kindes, über das ganze Leben, das vor ihm liegt, entscheiden darf? Kann ich es nicht so lassen und mit ihm und seinem Vater ein neues Leben am Ende der Welt anfangen? Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, und den Satz mit den Ohrringen sollte ich bis heute nicht vergessen.

Nach sechs Tagen verließ ich auf eigenen Wunsch die Klinik allein, denn Franzi blieb noch in der „Frühchenkrippe“. Neidvoll dachte ich an all die Mütter, die ihr Kind mitnehmen durften.

Umso schöner war dann der Tag, an dem der Vater und ich „Franzi“ in meiner Wohnung in die alte Familienkrippe legen durften. Trotz aller Zweifel und Unsicherheiten hatten Georg, der Vater und ich uns schon in den ersten Wochen nach der Geburt dazu durchgerungen „Franzi“ als Mädchen zu akzeptieren.

Damals war es auch für uns undenkbar, an der herkömmlichen Zweigeschlechtlichkeit zu rütteln, auch wir wollten Eindeutigkeit. Ein Junge zu sein, der nicht im Stehen Wasser lassen konnte oder wegen seines Minipenis in Kindergarten und Schule gehänselt wurde, das wollten wir unserem Kind nicht zumuten. Und das Kind immer nur in Höschen herumlaufen zu lassen, während andere nackt herumtollten, kam überhaupt nicht in Frage. Der Gedanke, dass es ein »drittes Geschlecht« geben könnte, so wie es heute von manchen intersexuellen Menschen gefordert wird, und auch rechtlich möglich ist, ist mir in den ersten Jahren nach Franzis Geburt nicht in den Sinn gekommen. Für mich gehörte damals jeder Mensch von Natur aus einem der zwei Geschlechter an. Nur langsam begann ich im Verlauf des Zusammenlebens mit Franzi zu ahnen, dass es Möglichkeiten und Perspektiven geben könnte, sich anders als nur weiblich oder männlich zu definieren. Dazu brauchte ich mindestens zehn Jahre Erfahrung mit ihrem Wesen, ihrer Persönlichkeit.

Ob unsere Gesellschaft heute für eine solche Infragestellung des bipolaren, ausschließlich männlich-weiblichen Geschlechtsverhältnisses bereit ist, das ist eine andere Frage. Vor zwanzig Jahren war Eindeutigkeit gefordert und erst zögerlich entwickelt sich in der Gesellschaft ein neues Bewusstsein. Und wenn ich in mein Innerstes schaue, so fällt es mir heute immer noch nicht leicht, mich offen für eine Vielfalt der Geschlechter einzusetzen, zu sehr wirkt die traditionelle Einteilung in männlich - weiblich auch in mir nach. Aber es ist Bewegung in mein Denken gekommen!

Neueste wissenschaftliche Forschungen beschäftigen sich zunehmend mit dem Thema, ob die Chromosomen wirklich das Einzige sind, was Geschlecht festlegt und ob es nicht verschiedenste Geschlechtsvarianten gibt und die Rolle der Hormone stärker gewichtet werden müsse. Nach der Geburt aber dachte ich noch ganz eindeutig in den zwei Kategorien: männlich oder weiblich.

Bei aller Liebe hatten Georg, der Vater, und ich uns entschieden, auch weiter in zwei getrennten Wohnungen zu leben. Georg hatte unser Kind sofort ins Herz geschlossen und bis heute spielt Franzi in seinem Leben eine ganz besondere Rolle. Aber unsere gegenseitige Liebe ist im Laufe der Jahre auf der Strecke geblieben.

Für Georg, als gläubigen Katholiken war das Geschlecht seines Kindes von Gott gegeben und schon der bloße Gedanke daran, es durch Menschenhand willkürlich zu verändern, letztlich durch den Willen der Eltern, brachte ihn in schwere Gewissensnöte. Trost und Beistand, vielleicht auch Rat und Hilfe, hat er bei einem Freund gefunden, einem Priester und Religionsphilosophen.

Ich wusste und weiß auch heute wenig über seine Gefühle und über seinen Glauben. Er hat mit mir nie darüber gesprochen, ich habe ihn auch nicht dazu aufgefordert. Bis in sein Inneres vorzudringen, das wollte ich nicht, ich hatte nicht das Bedürfnis, etwas über seine tiefsten Gefühle oder Leidenschaften zu erfahren. Ich dachte damals und denke heute noch, dass zu viel Nähe der Liebe nicht gut tut.

Ich habe großen Respekt für seine Überzeugungen, doch kamen sie mir immer weltfremd vor. Ich bin ein eher pragmatischer Mensch und in den ersten Jahren unserer Liebe hat mich diese Weltfremdheit angezogen. Aber nach Franzis Geburt fühlte ich mich allein gelassen. Zum Glück hatte ich in jenen Wochen nach der Geburt so viel mit praktischen Erwägungen zu tun, dass ich Einsamkeitsgefühle nicht wahrnahm und für tiefergehende Liebesreflexionen keine Zeit hatte. Ich schob das alles beiseite. Georg und ich bemühten uns krampfhaft um einander. Es fiel uns schwer, über Franzis besonderes Schicksal und die damit verbundenen Entscheidungen zu sprechen.

Unsere Liebe war diesen Anstrengungen nicht gewachsen. Wir wurden und sind bis heute eine Art Schicksalsgemeinschaft.

Die ersten Monate nach Franzis Geburt waren durch viele Gespräche mit Klinikärzten geprägt. Souverän konnten sie natürlich mit dem Fall nicht umgehen, dazu war er zu selten, an Information aus dem Internet war noch nicht zu denken, aber wenigstens hatten sich die Kinderärzte,

Endokrinologen und Kinderchirurgen auf eine Diagnose geeinigt: „Inkomplette testikuläre Feminisierung“. Das bedeutet, dass der Fötus zwar männliche Sexualhormone, das sogenannte Testosteron produziert hat, sie aber nicht annehmen und verwerten konnte und sich deshalb nur verkümmerte Genitalien und Hoden gebildet hatten.

Der Kinderchirurg, eine Kapazität der Klinik, und andere Kinderärzte rieten, die Hoden sofort entfernen zu lassen und auch das Hautlappchen. Stattdessen sollte eine künstlichen Scheide angelegt werden. Sie begründeten ihren Rat auch mit einem angeblichen Krebsrisiko für die Hoden, in der Pubertät könnten diese entarten. Heute weiß man, dass diese Diagnose nicht zu halten ist. War ich mir damals über die Konsequenzen dieses Eingriffes bewusst? Er bedeutete, dass Franzi nach der Operation niemals lebensnotwendige Hormone produzieren könnte, lebenslang diese durch Medikamente ersetzen müsste. Welche Nebenwirkungen würden die Medikamente haben? Wird eine künstliche Scheide beim Sex wie eine natürliche funktionieren? Bedeutet die Operation lebenslange Unfruchtbarkeit?

Nein, muss ich rückblickend sagen, über diese medizinischen Folgen wurden wir nicht aufgeklärt.

Die Tatsache aber, dass wir als Eltern über das Geschlecht unseres Kindes zu entscheiden hatten, stand im Vordergrund und lastete schwer auf uns. Soweit wie möglich wollten wir die endgültige Entscheidung über eine operative Entfernung der Hoden und das Anlegen einer Scheide hinaus

zögern. Ich wollte den Gutachtern und medizinischen Diagnosen der behandelnden Ärzte erst einmal wenig Glauben schenken und wollte andere Meinungen, Zweitgutachten einholen. Ohne die Berliner Ärzte zu informieren, reiste ich mit der kleinen Franzi in der Tragetasche im Laufe ihres ersten und zweiten Lebensjahres zu anderen Universitätskliniken, die mir von einer befreundeten Ärztin empfohlen wurden. Aber all die Professoren und Experten, denen ich das Kind vorstellte, sagten das Gleiche und stimmten den Forderungen ihrer Kollegen zu, das Kind weiblich zu erziehen und zu operieren. Als Franzi zwei Jahre alt war, wurden Hoden und Hautlappchen entfernt und eine Scheide angelegt.

Dass dieser Eingriff einer Kastration gleicht, das habe ich mir damals nicht klar gemacht. Viele intersexuelle Menschen erheben heute den Vorwurf der Kastration den Ärzten gegenüber. Als mich Franzi - da war sie schon zwanzig und hatte Kontakte zu einer Intersex-Selbsthilfegruppe - nach einem Besuch bei einem Hamburger Endokrinologen ganz direkt fragte: „Warum habt ihr mich damals kastrieren lassen?“ --- da hab ich rumgedrückt und konnte ihr keine befriedigende Antwort geben. Ich habe mich mit dem Rat der Ärzte, dem damaligen Stand der Medizin und dem Krebsrisiko herausgeredet. Auf der Rückfahrt im Zug herrschte beklemmendes Schweigen.

Das Wort „Kastration“ war mir in ihrem Zusammenhang überhaupt nicht in den Sinn gekommen ist. Ich hatte das Wort lediglich mit Haremswächtern und singenden Kastraten in Verbindung gebracht. Erst heute kann ich ihren Kastrationsvorwurf verstehen, die Entfernung der Gonaden ohne Einwilligung der Person ist eine Kastration und als solche eine Menschenrechtsverletzung!

Es hat allerdings ein paar Jahre gedauert, bis ich zu dieser Einstellung gelangte. Dazu beigetragen hat eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst in Berlin-Kreuzberg, die sich schon vor zehn Jahren mit dem Thema „Intersexualität“ auseinandergesetzt hatte. Die Ausstellung trug den provokanten Titel: „Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung“. Ich stutzte, als ich das las. Menschenrechtsverletzung? Lange hab ich mir die Ausstellung, eine Mischung von dokumentarischem Material und Kunst, angeschaut: Verstörende Exponate. Intersexuelle Videokünstler aus den USA, die sich in ihren Arbeiten mit ihren Körpern, ihren verstümmelten Geschlechtsteilen auseinandersetzen. Zeichnungen einer Künstlerin, auf denen schreckenerregende Folter- Instrument zur Verlängerung eines Penis zu sehen sind, historische Fotos von nackten Personen mit weiblichen Brüsten und männlichen Geschlechtsmerkmalen mit der Unterschrift: „Zwitter mit nachgewiesener Absonderung von Sperma.“ Diese Ausstellung hat mich ins Herz getroffen und mein Umdenken bewirkt.

Gemeinsam mit Franzi und anderen Intersexuellen und ihren Angehörigen habe ich vor einem Jahr für die Einhaltung der Menschenrechte von Intersexuellen demonstriert.

Zum Glück hat sich in den letzten Jahren die Sicht auf Operationen und geschlechtsangleichende Korrekturen verändert. Das angeblich erhöhte Krebsrisiko bei nicht-operierten Kindern wird zunehmend in Frage gestellt. Es gibt jetzt Informationsmaterialien für Eltern mit einem Intersex-Kind, psychologische Beratung nach der Geburt durch Experten steht auf der Tagesordnung. Intersex-Verbände bemühen sich, Eltern aufzuklären und sie von eventuellen Operationen im Säuglingsalter abzuhalten. Die entscheidenden Operationen sollen, wenn überhaupt, erst auf Wunsch des dann schon erwachsenen Menschen durchgeführt werden.

Heute bewundere ich die Eltern, die mit der Intersexualität ihres Kindes offen umgehen, eine geschlechtsangleichende Operation im Kindesalter ablehnen und auf die Gretchenfrage antworten: "Wir wissen es im Augenblick auch nicht. Das soll das Kind später selbst entscheiden". Die augenblickliche Gesetzlage lässt eine solche spätere Entscheidung eines Kindes mit uneindeutigem Geschlecht zu. Der Geschlechtseintrag männlich oder weiblich kann im Geburtenregister seit zwei Jahren offengelassen werden. In der Gesellschaft ist das eine höchst umstrittene Neuerung.

Die ersten Jahre mit Franzi waren aber nicht nur von permanentem Nachdenken über das Geschlecht bestimmt. Sie brachte uns zum Lachen, wuchs und gedieh. Dank der Unterstützung durch den Vater und einiger Freunde konnte ich auch wieder auf Reisen gehen und meine Arbeit als Festivalorganisatorin und Ausstellungskuratorin aufnehmen.

In jenen Jahren habe ich mir geschworen, Franzi, soweit ich es kann, eine sorgenfreie, glückliche Kindheit zu ermöglichen und mir vorgenommen, ihr »Anderssein« einfach zu akzeptieren und sie als Mädchen großzuziehen. Natürlich fiel es mir manchmal schwer, wenn ich eine Freundin mit ihrem so eindeutigen Buben oder Mädchen sah. Aber oft, wenn ich Franzi ansah, dachte ich: eigentlich eine große Herausforderung, ein so besonderes Kind großzuziehen, in dem männliches und weibliches, Mann und Frau vereinigt sind.

Franzi besuchte einen Kinderladen, in dem es recht unkonventionell zuging, die berühmte Mischung der 1980er Jahre, die Parole lautete: Geschlechtergleichstellung in der Erziehung, jedes Kind sollte sich so entwickeln, wie es wollte und sich nicht durch herkömmliche Rollenmuster eingeengt fühlen. Eine solche Einstellung kam uns natürlich sehr entgegen.

Wir hatten uns ja eine Schweigegebot auferlegt, außer uns ganz nahestehenden Menschen wusste niemand von Franzis besonderem Schicksal.

Aber für alle stand fest, dass sie ein Mädchen war. Natürlich war ich jedes Mal verunsichert und betroffen, wenn ich hören musste: „Das ist ja wohl ein Junge, sieht ganz so aus!“ Dann hab ich geantwortet: „Sie verhält sich auch ganz so, aber das kann in ihrem Leben als Frau nur von Vorteil sein“. Eine solche Erwiderung hab ich mir ganz bewusst antrainiert, ich wollte nicht zeigen, dass die Aussage „Junge“ richtig war, jedenfalls, was den Chromosomensatz betraf.

Auch den Erziehern im Kinderladen und später dann in der Schule habe ich nichts darüber erzählt. Das Schweigen war sehr belastend, ich fühlte mich alleingelassen mit dem „Geheimnis“ um Franzis Geschlecht. Und immer das schlechte Gewissen. Hatte ich doch durch die Entscheidung, sie als Mädchen großzuziehen, unumkehrbar in ihr Schicksal eingegriffen. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und wollte Rat bei einem Psychologen suchen. Es war damals nicht einfach, einen Spezialisten für meine Probleme zu finden, das Internet steckte noch in den Kinderschuhen, die Klinikärzte konnten auch nicht helfen.

Zufällig hatte eine Freundin im Bücherschrank ihres Psychotherapeuten ein Buch entdeckt, das etwas mit dem Thema zu tun hatte: John Colapinto: „Der Junge, der als Mädchen aufwuchs“. Der Autor greift das Schicksal eines in den USA in den sechziger Jahren lebenden Kindes auf, das sich auf Druck der Ärzte einer Geschlechtsumwandlung unterziehen musste und daran zugrunde ging. Der Psychotherapeut meiner Freundin war der erste, der sich damals mit intersexuellen Kindern und deren Eltern beschäftigte. Für mich eine Erleichterung, konnte ich doch mit ihm über mein schlechtes Gewissen und die Geheimhaltung reden. Er erklärte mir damals, dass nach seinen Erfahrungen intersexuelle Kinder schon sehr früh spüren, dass mit ihnen nicht alles „normal“ verlaufe, dass sie irgendwie anders seien. Und dass es für die Eltern wichtig sei, das „Anderssein“ ihres Kindes nicht nur zu akzeptieren, sondern sogar als Bereicherung zu empfinden.

Das hab ich erst nach und nach lernen können. Erst mit der Zeit habe ich gelernt, Franzl nicht mehr als Mädchen oder Junge zu betrachten, sondern als eigenständiges Wesen. Als „Gesamtmenschen“, als „Gesamtkunstwerk“. Aber damals, in den neunziger Jahren, beschäftigte mich natürlich die Frage, wann und wie kläre ich Franzl über ihr Schicksal auf. Das Problem nagte an mir. Wann war der richtige Zeitpunkt, die passende Gelegenheit? Der Vater fiel aus, weil er zu stark in seinen eigenen Zweifeln befangen war. Auch von den Ärzten konnte ich wenig Unterstützung erwarten.

Und als ich eines Tages, da war sie schon ein Schulkind von 10 Jahren, von den besonderen Umständen ihrer Geburt erzählen wollte, da schien sie das wenig zu interessieren. Sie winkte ab: „Ich weiß, dass da was mit meinem Unten-Loch nicht stimmt“. Abrupt war das Thema beendet. Ich schluckte, fasste dann aber nicht nach. Über die vielen Jahre habe ich die Erfahrung gemacht, dass Franzl in mir nicht die richtige Gesprächspartnerin für ihre speziellen Probleme gesehen hat. Ich habe gelernt, das zu akzeptieren.

Sie sprach und spricht auch heute mit mir wenig über ihre Gefühle. Es gibt kleine Zeichen des Vertrauens, ihrer Nähe - etwa ein flüchtiger Kuss oder die Hand, die nach meiner greift. Aber ihr Vertrauen mir gegenüber drückt sich nicht in Gesprächen über ihr Inneres aus, von mir fordert sie, dass ich einfach da bin, und sie so annehme, wie sie ist. Im Laufe der Jahre habe ich beherzigt, dass sie nicht mit Fragen wie: „fühlst du dich nun mehr als Junge oder Mädchen?“ behelligt werden will. Über ihr „Anderssein“ spricht sie mit ihren Freunden, tauscht sich heute mit anderen XY-Frauen aus.

Als Franzi um die 20 Jahre alt war - sie hatte gerade eine Ausbildung als ökologische Landwirtin abgeschlossen - hat sie häufig im Internet über Intersexualität recherchiert. Sie fand den Verein intersexuelle Frauen und nahm mit der Organisation Kontakt auf. Ein Vereinstreffen sollte im Frühjahr stattfinden und Franzi fieberte diesem Termin entgegen. Erstmals sollte sie Menschen treffen, mit denen sie ein ähnliches Schicksal teilte. Sie war noch ganz aufgewühlt, als sie nach ein paar Tagen vom Treffen zurückkam: der Erfahrungsaustausch hat sie außerordentlich bewegt, an ihrem Innersten gerüttelt und ihr gezeigt, dass sie nicht allein ist auf der Welt. Nicht, dass sie mir viel darüber erzählt hätte, dazu waren ihre Erlebnisse wohl zu intim und nur von den „Betroffenen“ nachvollziehbar. Franzi hat auf diesen Treffen Freunde fürs Leben gefunden, so etwas wie eine zweite Familie, ohne die sie sich ihr Leben gar nicht mehr vorstellen kann. Ein wahrer Segen!

Was aber hat es mit mir gemacht, das Leben mit Franzi?

Da sind zunächst einmal die vielen kleinen, ganz individuellen Augenblicke des Glücks. Wenn Franzi mich zum Beispiel in ihrem alten Mercedesbus souverän durch die Schluchten der Karpaten kutschiert und mir gegen die Angst Selbstgebrannten aus dem Handschuhfach liegenden Flachmann einschenkt. Wenn sie mir stolz die prämierten Hundebabys in die Arme legt. Wenn sie mit mir ein Drehbuch über ihr Leben als intersexueller Mensch diskutiert. Meine Familie und meine Freunde sind mir sehr wichtig, die Nähe zu Franzi aber nimmt in meinem Herzen den ersten Platz ein. Aber auch das „Loslassen“ will gelernt sein – Franzi legt Wert auf ihr eigenständiges Leben. Ich schaue in mein Herz: es ist viel größer geworden, radikaler, zarter und emotionaler.

Nachsatz: gerade ein Anruf: „Mama, du bist Großmutter geworden, das Pauli-Katzi hat in meinem Bett auf der Hundedecke drei Junge zur Welt gebracht!“